

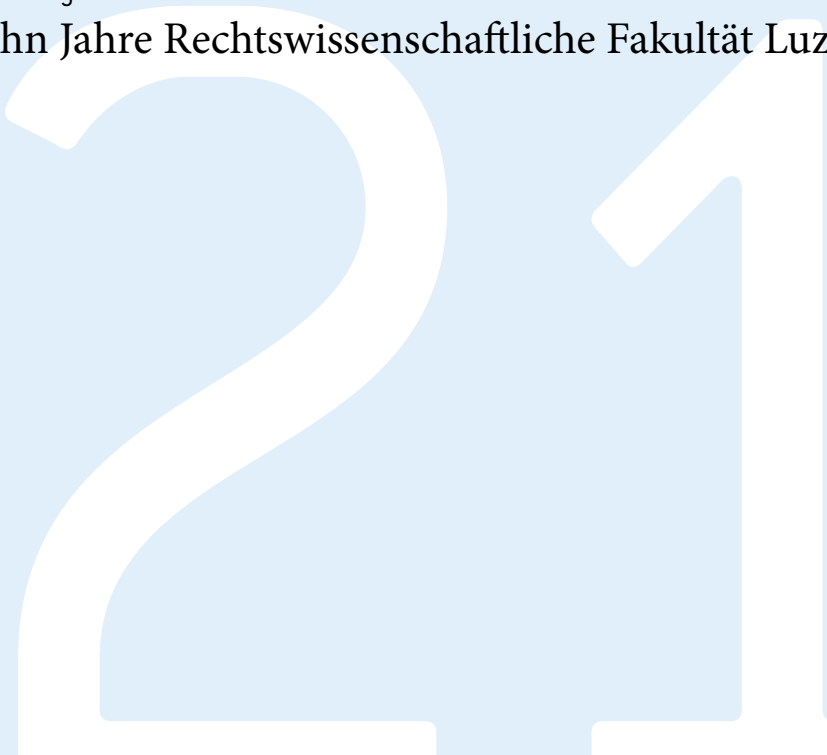
LUZERNER UNIVERSITÄTSREDEN NR. 21

Monika Jakobs

Wissenschaft und Gender

Dick Marty

Zehn Jahre Rechtswissenschaftliche Fakultät Luzern



Autoren

Monika Jakobs, Prof. Dr. phil., Dekanin der Theologischen Fakultät, Professorin für Religionspädagogik/Katechetik, Universität Luzern

Dick Marty, Dr. iur., FDP-Ständerat 1995–2011, Mitglied des Europarats 1998–2011

Impressum

Herausgeber:

Prof. Dr. iur. Paul Richli, Rektor

Redaktion, Layout:

Markus Vogler, Maurus Bucher

ISBN 978-3-033-03413-6

März 2012

Inhalt

Monika Jakobs

Wissenschaft und Gender

Seite 7

Dick Marty

Zehn Jahre Rechtswissenschaftliche Fakultät Luzern

Seite 25

Wissenschaft und Gender

Monika Jakobs

Akademische Rede am Dies academicus 2011 der Universität Luzern am 2. November 2011.

Jüngere mögen es fast nicht mehr glauben, dass bis in die 1970er Jahre Ehemänner zustimmen mussten, wenn ihre Frauen berufstätig werden oder ein eigenes Konto eröffnen wollten. Heute sind Frauen in der Politik, in der Wissenschaft, in der Rechtsprechung, in der Medizin und in den Medien zunehmend vertreten – Ausnahmen bilden die Spitzenpositionen von Wirtschaft und Finanzwesen. Für viele Frauen der jüngeren Generation ist das F-Wort vollkommen unakzeptabel, weil es für sie Verbissenheit und Ideologie signalisiert

In der Wissenschaft hat inzwischen Gender die Bezeichnung Frauenforschung oder gar feministisch ersetzt; es hat sich als wissenschaftspolitisch marktgängiger erwiesen. Judith Butler betrachtet Gender-Studies-Programme als eine Möglichkeit, einen akademischen Bereich zu legitimieren und doch abzulehnen.¹

Genderstudies werden fast ausschliesslich von Frauen betrieben. Ist die Frage nach dem Geschlecht letztendlich nur Sache der Frauen, die noch nicht begriffen haben, dass Frauen alles möglich ist?

1. Feminismus: Option für die Sache der Frauen

1.1 Biologie ist nicht Schicksal: Sex und Gender

«Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es», so das berühmte Diktum von Simone de Beauvoir.² Während die sog. Erste Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts noch damit überzeugen musste, ihre Forderungen nach Bildung und Wahlrecht würden nicht gegen das weibliche Wesen der Frau verstossen, sie nicht an der Erfüllung ihrer

¹ Hof, Renate: Geschlechter[in]differenz. Einige Bemerkungen zur sozialen Konstruktion der ‚Geschlechtervielfalt‘, in: Müller, Sabine L./Schütting, Sabine (Hg.): GeschlechterRevisionen. Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften, Königstein/TS 2006, 105.

² De Beauvoir, Simone: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek 1951 (Original 1949), 265

ureigenen Aufgaben hindern, stellte die sog. Zweite Frauenbewegung genau dieses «Wesen der Frau» in Frage. Es wird traditionell biologisch begründet, vor allem mit der Gebärfähigkeit und der sich daraus ergebenden Fürsorge für den Nachwuchs. Das so beschriebene weibliche Wesen impliziert stärkere Emotionalität, Naturnähe und Kommunikationsfähigkeit. De facto trug diese biologische Rhetorik zur Mindereinschätzung von Frauen und zu ihrem Ausschluss aus wichtigen gesellschaftlichen Bereichen bei.

Simone de Beauvoir, eine der ersten und einflussreichsten Theoretikerinnen der zweiten Frauenbewegung, setzt genau dort an. Sie stellt die «natürliche» Begründung der Geschlechtsunterschiede, ihre Essentialisierung, in Frage und entlarvt sie als Ideologie. Vielmehr sei zwischen biologischem und sozialem Geschlecht zu unterscheiden. Diese Unterscheidung spiegelt sich im heutigen Sprachgebrauch von Sex» (biologisches Geschlecht) und «Gender» (soziales Geschlecht/Geschlechtsrolle/Geschlechtsidentität). Die Ausprägungen von geschlechtskonformes Verhalten, von Beauvoir ausführlich beschrieben, seien sie nun äusserlicher Natur oder auf die Persönlichkeit bezogen, sind kulturell bedingt.

Sie argumentiert so: Um als Frau zu gelten, reiche es offensichtlich nicht aus, biologisch weiblich zu sein. «Es [das Menschenweibchen] muss erst an jener geheimnisvollen und gefährdeten Wirklichkeit teilhaben, die man <Weiblichkeit> nennt. Ist dies eine Substanz, die von den Ovarien ausgeschieden wird? (...) Genügt das Seidenrascheln eines Unterrocks, um es wieder auf die Erde niedersteigen zu lassen?»³

Die Unterscheidung zwischen Sex und Gender ist grundlegend für die Forderung nach Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau im 20. Jahrhundert. Niemand darf wegen seiner – biologischen – Geschlechtszugehörigkeit benachteiligt werden. (Nur so am Rande: Die biologistische Argumentation findet sich analog auch beim Rassismus. Auch hier dient sie zur Legitimierung sozialer Verhältnisse.)

1.2 Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit: Androzentrismus

Für die erste Generation feministischer Wissenschaftlerinnen war die Sichtbarkeit von Frauen ein hauptsächliches Anliegen, am deutlichsten in den Disziplinen, die mit geschichtlicher Tradition befasst sind und dadurch kulturelles Erbe und kulturelle Identität massgeblich mitbestimmen: Geschichte, Literaturwissenschaft, Theologie u.a.. Die Frauenforschung will die Lücken füllen, die eine auf Männer konzentrierte Wissenschaft hinterlassen hat und ihre blinden Flecken aufdecken. Sie reagiert damit auf eine Situation, die schon Virginia Woolf in ihrem Essay *Ein Zimmer für sich allein* beschrieb: Auf den Regalen, welche unsere Kultur und Geschichte in Büchern beherbergen, sind Frauen eine

³ De Beauvoir, 8.

Ausnahme. «[...] oft erscheinen sie für einen kurzen Augenblick in den Biografien der Grossen, dann huschen sie wieder in den Hintergrund zurück [...].»⁴ Frauenforschung befasst sich mit Wirksamkeit und Bedeutung von Frauen in Literatur, Kunst, Musik, Religion usw.; ein typisches Ergebnis ist z.B. die mehrbändige *Geschichte der Frauen* von Georges Duby und Michelle Perrot⁵ oder die Frage von Joan Kelly, ob auch Frauen eine «Renaissance» erlebt hätten, und ihre Antwort lautet, «zumindest nicht während der Renaissance».⁶

Daraus ergeben sich grundlegende hermeneutische Fragen. Waren Frauen weniger bedeutsam, haben sie weniger Wichtiges hervorgebracht oder wurde sie in der androzentrischen Geschichtsschreibung verschwiegen? In welchen Quellen sind sie «mitgemeint», ohne explizit erwähnt zu werden? In diesem Bereich übrigens feministisch orientierte Bibelforschung einen erheblichen Erkenntnisfortschritt gebracht.

Der Androzentrismus ist nicht nur Ursache für die Unsichtbarkeit von Frauen, sondern paradoxerweise auch für ihre Sichtbarkeit – die Sichtbarkeit des Geschlechts nämlich. Das «Normale» ist männlich, das «andere» ist weiblich. Das stellte 40 Jahre vor Simone de Beauvoir schon der Soziologe Georg Simmel fest:

«Dass das männliche Geschlecht nicht einfach dem weiblichen relativ überlegen ist, sondern zum Allgemein-Menschlichen wird, [...] – dies wird, in mannigfachen Vermittlungen, von der Machtstellung der Männer getragen. Drückt man das geschichtliche Verhältnis der Geschlechter einmal krass als das des Herrn und des Sklaven aus, so gehört es zu den Privilegien des Herrn, dass er nicht immer daran zu denken braucht, dass er Herr ist, während die Position des Sklaven dafür sorgt, dass er seine Position nie vergisst. Es ist gar nicht zu verkennen, dass die Frau ausserordentlich seltener ihr Frau-Sein aus dem Bewusstsein verliert als der Mann sein Mann-Sein. Unzählige Male scheint der Mann rein Sachliches zu denken, ohne dass seine Männlichkeit gleichzeitig irgendeinen Platz in seiner Empfindung einnehme [...].»⁷

Die androzentrische Haltung ist sich ihrer geschlechtlichen Prägung nicht bewusst – sie kommt als «allgemein menschlich» oder auch «allgemein wissenschaftlich» daher. Diese universalistische Selbstverständlichkeit kann sich in Sätzen wie «Der Geist hat kein Ge-

⁴ Woolf, Virginia: Ein Zimmer für sich allein, Frankfurt/M. 1983 (Erstveröff. 1929), 33. Den Hinweis verdanke ich Conrad, Anne: Frauen- und Geschlechtergeschichte, in: Maurer, Michael: Aufriss der historischen Wissenschaften 7. Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, 230.

⁵ Frankfurt/M. u.a. 1993 ff.

⁶ Kelly-Gadol, Joan: Did Women have a Renaissance?, in: Bridenthal, Renate/Koonz, Claudia (Hg.): Becoming Visible. Women in European History, Boston 1977, 137-164.

⁷ Simmel, Georg: Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem, in: Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter, Frankfurt/M. 1985, 200-223, hier 201.

schlecht» äussern. Diese Geschlechtslosigkeit des Geistes aber wird Frauen kaum zuerkannt; wenn eine Frau sichtbar ist, ist sie in ihrem Geschlecht sichtbar. Künstlerinnen müssen sich immer wieder die Frage gefallen lassen, ob es eine «weibliche Kunst» gebe, Managerinnen, ob sie einen «weiblichen Führungsstil» hätten.

1.3 Gleichheit oder Differenz

Wenn man die Lage der Frauen verbessern will, soll man auf Gleichheit plädieren oder auf Differenz? Soll man hervorheben, dass Frauen Menschen, Bürgerinnen, Subjekte sind wie Männer auch, oder dass sie gerade anders sind und der Gerechtigkeit halber eben anders behandelt werden müssen als Männer?

Die Schulpädagogin Annedore Prengel hat richtig darauf hingewiesen, dass die Betonung der Verschiedenheit in der Regel konservativ besetzt ist. In der demokratischen Tradition gäbe es kaum ein emanzipatorisches Konzept von Verschiedenheit; die Betonung der Verschiedenheit, z.B. nach Leistung, nach Begabung, nach «Kultur», ist eher in Argumentationen zu finden, die Hierarchien rechtfertigen.⁸

Der liberale oder Gleichheitsfeminismus, wie überhaupt die meisten politischen Befreiungsbewegungen, setzt auf Gleichheit und fordert in diesem Sinne eine gleichberechtigte Teilhabe an männlichen Privilegien und Auflösung der traditionellen Frauenrolle. Die Gleichheit, das Gemeinsame der Geschlechter ist das Menschliche. Das ist verständlich auf dem Hintergrund, dass das volle Menschsein Frauen lange abgesprochen wurde. Gegen den Gleichheitsfeminismus wird moniert, dass Gleichberechtigung um den Preis der Vermännlichung eingefordert wird. Diesen Vorwurf musste sich insbesondere auch Simone de Beauvoir gefallen lassen.

Die sogenannte Differenztheorien betonen hingegen die Unterschiede zwischen Frauen und Männern und fordern die Aufwertung des Weiblichen. Frauen hätten Eigenschaften wie Friedfertigkeit, Fürsorglichkeit und Emotionalität, auf welche die Gesellschaft nicht verzichten könne. Die politische Zielsetzung des Differenzfeminismus bewegt sich in einem Spektrum zwischen Aufwertung des unbezahlter Frauenarbeit (z.B. in der Forderung eines Hausfrauenlohnes) bis hin Umkehrung der hierarchischen Verhältnisse: das Weibliche soll aufgewertet und die Gesellschaft feminisiert werden – sie würde dadurch weniger gewalttätig. In diesen Bereich gehört auch die Renaissance der Matriarchatstheorien des 19. Jahrhunderts. Dem Differenzfeminismus wurde vorgeworfen, dass er eine romantische, unrealistische Schwesterlichkeit beschwöre, die Unterschiede zwischen Frauen nicht beachte und traditionelle Geschlechtsrollen letztendlich zementiere. Schliesslich habe er die Tendenz, Frauen grundsätzlich auf der moralisch besseren Seite anzusiedeln.

⁸ Prengel, Annedore: Pädagogik der Vielfalt, Opladen ²1995, 35.

2. Gender: Die Emanzipation des Geschlechts von der Natur

2.1 Bedeutungsänderung von «Gender»

Ein reiner Frauenforschungsansatz stösst schnell an Grenzen: Frauenforschung geht nicht ohne Blick auf Männer, oder genauer, ohne den Blick auf das Geschlechterverhältnis im Ganzen.

Frauenforschung stösst auch dann an Grenzen, wenn Geschlecht als askriptives Merkmal behandelt wird, d.h. als eine der sozialen Praxis und geschichtlichen Veränderung entzogene Kategorie. Frausein und Mannsein sind jedoch nicht statisch, sondern in ständiger soziokultureller Veränderung begriffen. Wenn man sich also mit Frauen in der frühen Christenheit, im x-ten Jahrhundert, in der Französischen Revolution beschäftigt, kann man nicht das gleiche Verständnis und Bewusstsein dieses Frauseins voraussetzen.

Eine dritte Grenze der Frauenforschung liegt dort, wo die Geschlechter tendenziell als in sich homogene Gruppe behandelt werden – wobei das kein generelles Verdikt über die Frauenforschung sein soll.

Diese Begrenzungen haben zu einer Bedeutungsänderung von *Gender* geführt. Gender bezeichnet nun das Geschlechterverhältnis im Ganzen bis hin zur grundsätzlichen Infragestellung der Zweigeschlechtlichkeit.

2.2 Irigaray und Butler

Verbunden ist diese Bedeutungsveränderung mit den Namen Luce Irigaray und Judith Butler. Irigaray kommt aus der Psychoanalyse und bezieht sich auf Lacan und den Poststrukturalismus, Judith Butler auf Foucault, Derrida und den Dekonstruktivismus.⁹

Irigaray kritisiert die Verdrängung der sexuellen Differenz, welche die Wirkmächtigkeit von Geschlechterverhältnissen verleugnet. «La femme n'existe pas.» Die Frau hat keinen Ort in der symbolischen Ordnung, sie ist lediglich Phantasie- und Begehrensojekt des Mannes. Deshalb, so Irigaray, müssen sich Frauen eine eigene symbolische Ordnung erschaffen, einen Vorstellungsraum, in dem sie ohne männliche Vermittlung in ein soziales Verhältnis zueinander treten und sich auf dem Weg zu einem Dritten machen könnten. Ziel ist es, ein weibliches Symbolsystem ohne Referenz auf das männliche zu schaffen. Das klingt sehr nach alter Differenztheorie. Neu ist bei Irigaray, dass in ihrem Denken durchaus Differenzen mitgedacht werden.

⁹ Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt/M. 1991. (Orig. Gender Trouble, London 1990); Irigaray, Luce: Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin 1979.

Einen anderen Weg geht Judith Butler. Sie sieht die Wurzel des Übels im Denken der Zweigeschlechtlichkeit selbst. Während die Unterscheidung von Sex und Gender darauf beruht, dass sich Gender in einem kontinuierlichen Veränderungsprozess befindet, Sex aber als gegeben anzusehen ist, stellt Butler auch die Objektivität und biologische Materialität des Körpers radikal in Frage. Auch der bisher als <natürlich> angesehene Körper habe eine Geschichte, sagt sie mit Blick auf Foucault. Einen unvermittelten, von kulturellen Prägungen unabhängigen Zugang zu einer puren Natur, zu einem natürlichen Körper und damit zur Zweigeschlechtlichkeit gebe es nicht. Der Geschlechtskörper ist diskursiv situiert. Damit hat sich die Unterscheidung zwischen Sex als biologisch und Gender als geschichtlich-sozial hat sich überholt.

«Wenn man den unveränderlichen Charakter des Geschlechts bestreitet, erweist sich dieses Konstrukt namens <Geschlecht> vielleicht als ebenso kulturell hervorgebracht wie die Geschlechtsidentität. Ja, möglicherweise ist das Geschlecht (sex) schon immer Geschlechtsidentität (gender) gewesen, so dass sich herausstellt, dass die Unterscheidung zwischen Geschlecht und Geschlechtsidentität letztlich gar keine Unterscheidung ist. Wenn also das Geschlecht (sex) selbst eine kulturell generierte Geschlechterkategorie ist, wäre es sinnlos, die Geschlechtsidentität (gender) als kulturelle Interpretation des Geschlechts zu bestimmen.»¹⁰

Die Zweigeschlechtlichkeit besteht darin, dass jeder Mensch sich eindeutig und lebenslang einem von zwei möglichen Geschlecht zuordnet und sich entsprechend der Geschlechtererwartungen verhält. Sie entfaltet eine starke normative Kraft, deshalb spricht man von Heteronormativität. Diese schliesst Geschlechtsidentitäten, sexuelle Präferenzen, ja Weltdeutungen aus, die der Zweigeschlechtlichkeit nicht entsprechen.

Im Genderdiskurs hat Butler gewissermassen vorerst den Sieg davon getragen, was die Rezeption anbetrifft, auch wenn diese äusserst kontrovers ist. Sie ist viel kritisiert und viel missverstanden worden. Von feministischer Seite wurde eingewendet, dass sie mit dem Infragestellen der Zweigeschlechtlichkeit die Möglichkeit für jedes frauenpolitische Handeln aufgibt. Wenn die Geschlechtsgrenzen verschwimmen, haben die Genderforschung oder das politische Eintreten für Frauen ihre Berechtigung verloren.¹¹

¹⁰ Butler, 24.

¹¹ Der zweite Linie der Kritik betrifft die Bedeutung der Materialität für die Identität. Es wurde ihr vorgehalten, der Körper sei nach ihrem Verständnis sei ein reines Diskursprodukt, die Materialität menschlicher Existenz verkomme zu einer blossen Fiktion, eine Kritik, die noch zu differenzieren wäre.

2.3 Doing Gender

Die durch Butler (und andere) angestossene Diskussion führt in direkter Linie zur Performativität des Geschlechts. Das heisst: Geschlecht ist nicht einfach da, noch «hat» man es ein für alle Mal, vielmehr wird es immer wieder «getan».

Bezogen auf das Individuum heisst das: die Zuordnung zu einem Geschlecht führt im Laufe des Sozialisationsprozesses – meistens – zu einer Verhaltenssicherheit, was ein Mädchen/eine Frau normalerweise tut, was ein Junge/ein Mann normalerweise tut. Die Geschlechtszugehörigkeit braucht eine kontinuierliche, wenn auch kaum bewusste, Vergewisserung sich selbst und der Umwelt gegenüber.¹²

Gender wird in einer Gesellschaft durch Interaktionen immer wieder hergestellt. «Doing Gender» erschöpft sich jedoch nicht in der unveränderten Reproduktion einer starren Konvention; vielmehr kann können sich im Laufe der Zeit Grenzen des Geschlechts verändern, ausweiten, verschieben. Das lässt sich gut an der Geschichte von Bekleidung zeigen. In der Weise, Geschlecht zu inszenieren ergibt sich eine Bandbreite dessen, was innerhalb eines Geschlechts möglich, ja akzeptabel ist. Es kommt es zu Überschneidungen und «Grauzonen».

Trotzdem erscheint die Zweigeschlechtlichkeit mit den damit verbundenen kulturellen Normen als «natürlich». Die «Natürlichkeit» der Zweigeschlechtlichkeit wird gerne auch dort beschworen, wo man sich der «Natur» besonders nahe wähnt, nämlich bei Tieren. Kirsten S. Ebeling zeigt in einem sehr lesenswerten kleinen Beitrag auf, wie Zweigeschlechtlichkeit in Zoos dargestellt wird. Auf den Tafeln befinden sich überproportional viel Informationen über Geschlechter z.B. über das Gewicht von Männchen und Weibchen, oder über die Fortpflanzung der Tiere. Die Beschreibung des Verhaltens der Tiere bewegt sich entlang menschlicher Geschlechtsstereotypen. «Von der Norm der Zweigeschlechtlichkeit abweichende Geschlechter oder Sexualitäten werden hingegen sind nur selten zu finden, wie etwa die Fortpflanzung der Seepferdchen und der Geschlechterwechsel der Clownfische. Gleichgeschlechtliches Sexualverhalten wird in den besuchten Zoos nicht benannt [...]»¹³ Dies ist bemerkenswert, weil die Zoos und ihre Tiere als authentische Repräsentanten von «Natur» gelten.¹⁴

¹² Vgl. Faulstich-Wieland, Hannelore: Sozialisation und Geschlecht, in: Hurrelmann, Klaus (Hg.): Handbuch Sozialisationsforschung, Weinheim 2008, 242.

¹³ Ebeling, Kirsten Smilla: Tierisch menschliche Geschlechter, in: Qualbrink, Andrea u.a. (Hg.): Geschlechter bilden, Gütersloh 2011, 57.

¹⁴ Ebeling, 53.

2.4 Verschwimmende Grenzen

Wodurch zeichnet sich also der neue Genderbegriff aus?

- Ob man Butler nun folgen mag oder nicht, soviel kann man sagen: Die Sicherheit der Grenze zwischen biologischem und soziokulturellem Geschlecht wird, gestützt durch Ergebnisse der historischen und biologischen Forschung, in Zweifel gezogen.
- Ein zweites Merkmal ist die Vielfalt innerhalb der Geschlechter. Man muss nicht gleich so weit gehen, von einer Vervielfältigung der Geschlechter zu sprechen.«[Es herrscht (...) Einigkeit darüber, dass eine klare Gegenüberstellung von zwei Geschlechtern, ohne Abstufungen oder <Mischformen>, nicht möglich ist. Diese Überlegung ist auch mit unserer gegenwärtigen Alltagsrealität in Einklang zu bringen. Die Grenzen zwischen den Geschlechtern sind sehr viel <fließender> geworden.»¹⁵

Gerade die immer wiederkehrenden Rollbacks bis hin zur biologistischen Argumentation zeigen aber auch, dass die Genderperspektive als konträr zu gewohnten Alltagsannahmen wahrgenommen werden kann; sie wird als die Verkomplizierung des Offensichtlichen angesehen. Bei dem Thema Geschlecht fühlen sich alle als Expertinnen und Experten, alle haben ihre Geschichten zu erzählen. Kritische Perspektiven stellen dagegen u.U. das eigene Selbstverständnis und das Selbstbild in Frage.

Die These von der Konstruktion des Geschlechtes ist verbunden mit der Hoffnung, dass den nunmehr dekonstruierten Rollenzwänge leichter zu entkommen sei. Jedoch wird die Stabilität der zweigeschlechtlichen Konstruktion, sei sie nun sozial oder biologisch, unterschätzt. Man könnte sogar behaupten, biologische Gegebenheiten seien heute leichter zu ändern als soziale.

Renate Hof resümiert: «Was ändert sich eigentlich, wenn wir von <sozialen Konstruktionen> sprechen? (...) gar nichts. Was sich ändern muss, sind die Erklärungen, die zeigen oder begründen sollen, warum bestimmte Organisationsstrukturen so sind, wie sie sind, warum bestimmte Dinge als <normal> angesehen oder als inakzeptabel verworfen und ausgeschlossen werden. In diesem Zusammenhang haben die Naturwissenschaften immer eine wichtige Rolle gespielt, denn der wissenschaftliche Rekurs auf die Natur hat unsere Erfahrungen geprägt – vor allem (...) – was wir als natürlich und selbstverständlich betrachten. So ist es nicht verwunderlich, dass von Seiten der Gender Studies die Definitionsmacht der Naturwissenschaften im Hinblick auf die Geschlechterdifferenz und den Geschlechterdualismus immer wieder kritisiert wurde. (...)»

¹⁵ Hof, Renate: Geschlechter(in)differenz. Einige Bemerkungen zur sozialen Konstruktion der ‚Geschlechtervielfalt‘, in: Müller, Sabine L./Schütting, Sabine (Hg.): GeschlechterRevisionen. Zur Zukunft von Feminismus und Gender Studies in den Kultur- und Literaturwissenschaften, Königstein/TS 2006, 105 f.

Der nächste Denkschritt wäre, so Hof, die Oppositionsbildung von Natur/Essentialismus und Konstruktion aufzugeben. Nur damit kann man der Ambivalenz des Körperlichen – in Konstitution durch Materialität und Zuschreibung von Bedeutung – gerecht werden.¹⁶

3. Männlichkeiten

Ist die Geschlechterproblematik frauenspezifisch? Folgt man Georg Simmel (s.o.), so läge das nahe. Schaut man sich die entsprechenden Akteurinnen in Wissenschaft an, ebenso. Dass die Geschlechtlichkeit von Männern nicht thematisiert wird, ist eine der Voraussetzungen für die so genannte Neutralität der Wissenschaft. Männer gelten als «übergeschlechtliche, essentielle Entität von Mensch, also des Allgemein-Menschlichen, dessen spezifische Geschlechtlichkeit traditionell ausgeblendet wurde und wird. (...) Eine Schwierigkeit bei der Analyse von modernen Männlichkeiten ist daher immer wieder die in ihr eingeschriebene Unsichtbarkeit»¹⁷, eine grundlegende Beobachtung übrigens schon bei Beauvoir.

Innerhalb der Genderforschung hat sich in den vergangenen 20 Jahren die Männlichkeitsforschung etabliert. Das 1995 von Robert Connell erschienene Buch «Masculinities», [Männlichkeiten] ist hierfür grundlegend geworden.¹⁸ Auch Männlichkeit, so Connell, ist ein diskursiv erzeugtes Konstrukt, das historischen und kulturellen Wandlungen unterliegt. Die verschiedenen Männlichkeiten sind innerhalb des sozialen Raums hierarchisch angeordnet.

Zentral ist hier der Begriff der «hegemonialen Männlichkeit». Hegemoniale Männlichkeit ist in der westlichen Welt verbunden mit beruflichem, sozialem und ökonomischem Erfolg und einem weitgehend traditionellen Rollenverständnis. Trotz des realen Aufweichens von Geschlechterrollen wirkt sie nach wie vor normativ. Sie dient zur Abgrenzung gegenüber anderen Männlichkeiten (z.B. gegenüber einem «Weichei», einem «Proll», einem «Chaoten» einem «Looser») und gegenüber Weiblichkeit. Es handelt dabei sich nicht um eine Typologie, um eine «stabile Größe, sondern ein kulturelles Ideal».¹⁹

Ein Faktor der Durchsetzung von hegemonialer Männlichkeit ist die Komplizenschaft. Es gibt nur wenige Männer, die das Prinzip der hegemonialen Männlichkeit konsequent um-

¹⁶ Hof 2006, 110.

¹⁷ Balz, Hanno: Hegemoniale Männlichkeiten, in: Jansen-Schulz, Bettina/Von Riesen, Kathrin: Vielfalt und Geschlecht – relevante Kategorien in der Wissenschaft, Opladen u.a. 2011, 116.

¹⁸ Connell, Robert W.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen 1999.

¹⁹ Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf: Geschichte der Männlichkeiten, Frankfurt/Main 2008, 42

setzen können, viele andere aber profitieren durch Komplizenschaft davon. Historisch zeigt sie dies in den Männerbünden und in anderen Formen homosozialer Vergemeinschaftung.²⁰

In diesem Zusammenhang ist auch Pierre Bourdieu zu nennen.²¹ Das Geschlechterverhältnis mit der Vorrangstellung des Mannes ist für Bourdieu Spielart symbolischer Herrschaft. Hegemoniale Männlichkeit zeigt sich im Habitus. Der Habitus ist gewissermaßen der Knotenpunkt zwischen Körper und Gesellschaft, indem sich subjektiv körperliche und objektiv soziale Strukturen durchdringen.

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nimmt Machtbeziehungen und soziale Ungleichheiten unter Männern in den Blick. Diese kommt ohne Bezug auf Weiblichkeit nicht aus. Ein wichtiges Element hegemonialer Männlichkeit ist Abwertung von Homosexualität als Verweiblichung.

Die Verunsicherung durch gewandelte Geschlechtsrollen sind nicht ohne Gegenreaktion geblieben. Edgar Forster spricht von «männlichen Resouveränisierungen».²² Für Hanno Balz ist die Rhetorik von der «Krise der Männlichkeit» ein solcher Versuch: «Männlichkeit konstituiert sich seit jeher gegenüber Angriffen (...) Dabei kann Männlichkeit nicht die Krise geraten, sondern eher die traditionelle Geschlechterordnung. Als historische und aktuelle Auslöser (...) gelten: Kriege (vor allem verlorene); Revolution, Kolonialismus, Legalisierung von Homosexualität, Feminismus, Arbeitslosigkeit, Konsumgesellschaft, Auflösung der patriarchalen Familienstruktur und vieles mehr.»²³

4. «Alles so schön bunt hier»: Intersektionalität und Diversity

«Von zentraler Bedeutung für die Ausdifferenzierung der Geschlechterforschung war und ist die Kritik des Schwarzen und Dritte Welt Feminismus (...) Ihre Vertreterinnen heben hervor, dass das, was unter <Geschlecht> verstanden wird, historisch und kulturell variabel ist, plädieren für einen Bruch mit der Vorstellung, Frauen seien eine homogene Gruppe (...).»²⁴ Eine solche selbstkritische Auseinandersetzung und Ausdifferenzierung hat übrigens – das füge ich als Theologin hinzu – schon sehr früh in der feministischen Theologie begonnen.

²⁰ Vgl. Balz, 118.

²¹ Bourdieu, Pierre: Die männliche Herrschaft, in: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt/Main 1997, 153-217.

²² Forster, Edgar: Männliche Resouveränisierungen, in: Feministische Studien 2/06, 193-207.

²³ Balz, 119.

²⁴ Grisard, Dominique: Gender Studies, in: Niederberger, Andres/Schink, Phillip (Hg.): Globalisierung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart Weimar 2011, 187.

Auch Connell weist darauf hin, dass ein umfassendes Bild marginalisierter Männlichkeit nur dann entstehen kann, wenn sich Geschlecht mit anderen sozialen Kategorien verbindet. Connell exemplifiziert diese Relation am Beispiel schwarzer, benachteiligter Männlichkeiten in den USA, die in einem «weiss» dominierten Kontext symbolische Bedeutung für die Konstruktion des sozialen Geschlechts von Weissen haben.

Die Juristin Kimberlé Crenshaw verband als eine der ersten verschiedenen Dimensionen des Ausschlusses. Crenshaws Fallbeispiel ist eine Klage schwarzer Frauen gegen die Einstellungspolitik der Firma General Motors, welche schwarze Frauen systematisch nicht berücksichtigte. Der Vorwurf sexistischer Diskriminierung konnte allerdings nicht zum Tragen kommen, da General Motors weisse Frauen beschäftigte; der Vorwurf des Rassismus traf nicht zu, weil schwarze Männer bei GM arbeiteten. Die Überkreuzung zweier Kategorien lässt sich jedoch nicht einfach addieren, so Crenshaw, sondern wird zu einer neuen Qualität.²⁵ Ihr Ansatz der Intersektionalität wurde in der Geschlechter-, Migrations- und Ungleichheitsforschung weiter entwickelt.²⁶

Dazu kommen andere Kategorien wie Körperlichkeit (Krankheit/Behinderung), Alter, sexuelle Orientierung. In der Literatur gibt es verschiedene Vorschläge, welches die relevanten Kategorien sind.²⁷

Diese Problemlage haben auch Frauen mit Behinderungen formuliert. «Wie Krüppelfrauen sind Frauen, die behindert sind, wir werden als Behinderte behandelt, die nebenbei weiblich sind. Behinderte gelten als eine Gruppe zwischen den Geschlechtern. Als eine dritte Gruppe zwischen Männern und Frauen.»²⁸ Ihre Interessen würden weder von Behindertenverbänden noch von den Frauenverbänden wahrgenommen. Beim Thema «Gewalt gegen Frauen» beispielsweise werden sie nicht mit bedacht, weil man glaubt, sie würden nicht Opfer solcher Gewalttaten.

²⁵ Crenshaw, Kimberlé: Mapping the margins. Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color, in: Stanford Law Review 43 (1991) 6, 139-167; s.a. Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin: Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Opladen u.a. 2007.

²⁶ Jansen-Schulz, Bettina/Von Riesen, Kathrin: Vielfalt und Geschlecht – relevante Kategorien in der Wissenschaft, Opladen u.a. 2011, 11.

²⁷ Degele, Nina/Winker, Gabriele: Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, Bielefeld 2009. Dies.: Intersektionalität als Mehrebenenanalyse, 2007. [http://www.tu-harburg.de/agentec/winker/pdf/Intersektionalitaet Mehrebenen.pdf](http://www.tu-harburg.de/agentec/winker/pdf/Intersektionalitaet%20Mehrebenen.pdf) (abgerufen 30.10.11); Lutz und Wenning z.B. benennen 13 bipolare hierarchische Differenzlinien; Lutz, Helma / Wenning, Norbert: Differenzen über Differenz - Einführung in die Debatten, in: dies. (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen 2001, 11–24.

²⁸ Zit. nach Walgenbach, Katharina u.a (Hg.): Gender als interdependente Kategorie : Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Opladen 2007, 31.

Es besteht mittlerweile ein grundsätzlicher Konsens, dass die Kategorie Gender und die mit ihr verbundenen Machtdimensionen nur in Beziehung mit anderen sozialen Kategorien angesehen werden kann. Statt die Wirkungen von zwei, drei oder noch mehr lediglich zu addieren – was schon schwer genug ist –, geht es darum, die Wechselwirkungen der verschiedenen Kategorien aufzuzeigen.

Daraus ergeben sich jedoch eine Reihe von methodischen Schwierigkeiten. Jede Kategorie ist ein Konstrukt, das nicht nur nicht die Realität abbildet, sondern selbst wieder Herrschaftsstrukturen reproduziert.²⁹

Es sind tatsächlich nicht alle Elemente von Heterogenität gleich wichtig: Da es um den Aspekt von Chancengleichheit in der Bildung und Gerechtigkeit von Lebenschancen geht, treten solche Kategorien in den Blick, die sich als beeinträchtigend auswirken. Das zeigt sich beispielhaft in der Bildungsforschung.

Die These von den Jungen als Bildungsverlierer wurde in den Medien schnell und willkommen zu antifeministischer Polemik gewendet: Benachteiligung von Jungen geschehe durch mädchenkonforme Methoden und Verweiblichung des Lehrpersonals. Betrachtet man die Untersuchungsergebnisse der PISA-Studie jedoch genau, zeigt sich, dass die Kombination von sozialen Faktoren und Geschlecht entscheidend ist. So finden sich Jungen sowohl am ganz unteren Ende wie am oberen Ende der Skala wieder. Überhaupt sind die Unterschiede innerhalb der Geschlechter weitaus grösser als die zwischen den Geschlechtern. Dass Jungen die Schule häufiger ohne Abschluss verlassen, gilt vor allem für jene, die mit geringem ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital ausgestattet sind.

Das Individuum steht im Schnittpunkt vieler Achsen der Ungleichheit. Das bedeutet aber nicht, dass nur solche Kategorien von Bedeutung sind, die zu Ausschluss oder Benachteiligung führen. Dass die Vielfalt von Menschen und die Vielschichtigkeit der Identitäten eine Ressource für die Wirtschaft darstellt, ist der Denkansatz des Diversity-Denkens (Wobei affirmative-action-Massnahmen us-amerikanischer Mutterfirmen und EU-Antidiskriminierungsrichtlinien auch etwas dazu beigetragen haben mögen).³⁰

<<Der Begriff <Diversity> wird primär im Kontext von Globalisierung und Internationalisierung von Unternehmen verwendet und vereint unterschiedliche Implikationen: im betriebswirtschaftlichen Kontext ist Diversity-Management in erster Linie eine Methode, <Humanres-

²⁹ McCall, Leslie: The Complexity of Intersectionality, in: Signs. Journal of Women in Culture and Society, 30 (2005) 3, 1771-1800.

³⁰ Lederle, Sabine: Die Ökonomisierung des Anderen : eine neoinstitutionalistisch inspirierte Analyse des Diversity Management-Diskurses , Wiesbaden 2008, 155 ff.

sourcen> optimal zu nutzen. Dabei geht es dem Unternehmen z.B. um die Verwertung der Verschiedenheit ihrer Mitarbeitenden zur Optimierung von Werbekonzepten und Produktentwicklungen.»³¹ Diversity-Management stellt sich die Frage nach Gerechtigkeit und Chancengleichheit nicht, sondern nach der Passgenauigkeit für eine bestimmte Funktion innerhalb einer Organisation.

Ich möchte diesen Abschnitt mit einem Beispiel beschließen. Es geht um die Berufung von Barbara Kux in den Siemens-Aufsichtsrat im November 2008, berichtet in der FR vom 15.11.2008. Diese wird in der Tageszeitung «Frankfurter Rundschau» (15.11.2008) als Berufung «mit Symbolkraft» bezeichnet, weil sie als erste Frau diesem Gremium angehört. Das sei «ein wichtiges Signal für alle berufstätigen Frauen und unsere Gesellschaft» meinte Petra Ledendecker, die Präsidentin des Verbandes deutscher Unternehmerinnen. Besteht also Anlass zur Hoffnung für die nächste Frauengeneration, oder schon für diese? Wer ist Barbara Kux? Sie hat in den letzten fünf Jahren den niederländischen Konzern Philipps saniert, galt als «grünes Gewissen des Konzerns». Sie absolvierte die französische Elite-Universität Isead in Fontainebleau, arbeitete als Managerin bei Ford und Nestlé, galt als mächtigste Geschäftsfrau der Schweiz, seit 1995 ist sie im Kreis «Global Leads of Tomorrow» des World Economic Forum. Hier hätte eine intersektionalitätsbezogene Perspektive zur Klärung beigetragen. Wie kommt man darauf, dass man es hier mit einer durchschnittlichen Frau zu tun hat? Nein, das ist kein Signal «für alle berufstätigen Frauen», die nicht dieselben Startbedingungen, Ausbildungsmöglichkeiten und dasselbe Talent haben. Was es vielleicht zeigt, ist dass es offensichtlich immer noch viel Zeit braucht, damit selbst begabten und hochkompetenten Frauen in solche Posten kommen.

Zwischenresumee

Die Intersektionalitätsperspektive wiederum stellt das Individuum mit seiner durch vielfältige Einflüsse geprägten Identität in den Mittelpunkt: Hier ist jede/r ein Sonderfall. Das Ignorieren des unbequemen Genderaspektes liegt da nahe. Böse Zungen behaupten, der Diversity-Diskurs diene dazu, von den Beunruhigungen, die von den Veränderungen des Geschlechterverhältnisses ausgehen, zu entgehen und sie zu verdrängen. Dennoch wird Genderforschung in Zukunft nur unter Berücksichtigung von Intersektionalität möglich sein.

Wie wichtig und relevant ist tatsächlich das Thema Geschlecht? Durchdringt es tatsächlich alle Bereiche (wie beim Gender-Mainstreaming) oder ist es ein Relikt der Vormoderne? Ist nur noch entscheidend, wer ganz ‚objektiv‘ den Erfordernissen der Funktionssysteme entspricht?

³¹ Walgenbach, Katharina u.a [Hg.]: Gender als interdependente Kategorie : Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität, Opladen 2007, 8.

Es ist allerdings festzuhalten, dass gerade in weltweiter Perspektive Frauendiskriminierung ein Thema ist und bleibt, ein Faktum, das im Übrigen nicht gegen legitime Ansprüche der Gleichbehandlung hierzulande ausgespielt werden sollte.

5. Ungleichzeitigkeiten: Kein vom Vom zum Zum (Jandl)

Ungleichzeitigkeit ist ein Kennzeichen des Genderdiskurses. Die vorliegende Darstellung ist viel geradliniger und geordneter als die äusserst heterogene Forschungslandschaft mit ihrer Disziplinenvielfalt. Unterschiedlich ist auch das Ausmass, in welchem die Genderforschung in den wissenschaftlichen Mainstream Eingang gefunden hat. Knapp bemerkt, dass «das geläufige Erzählmuster, nach dem die Frauen- und Geschlechterforschung eine Entwicklung vom differenzvergessenen essentialistischen Universalismus hin zu einem differenzsensiblen dekonstruktiven Postfeminismus durchlaufen hat, irreführend ist.»³²

Eine weitere Komplikation liegt darin, dass das Thema nicht nur in der Wissenschaft verhandelt wird, sondern auch in der Politik, in der Gesellschaft und auf der privaten Ebene.

«Auf der einen Seite existiert eine bisher nie dagewesene Flexibilität der gender-Konstruktionen, auf der anderen eine ungebrochene Stabilität der Geschlechterdifferenz, die weithin den Anschein von Natürlichkeit erweckt. (...) Gleichzeitig begegnet man der Geschlechterforschung mit einem seltsamen Nebeneinander von Beachtung und Ablehnung.»³³ Selbst Intersectionality, «der Blick auf die Überschneidungen zwischen unterschiedlichen Formen von Ungleichheit und Differenz», ist «nicht so neu», gerade auch in der feministischen Forschung, wie manchmal behauptet wird.³⁴

Zur Ungleichzeitigkeit gehört auch, dass die Hausaufgaben auch der angeblich überholten Theorieansätze noch nicht alle erledigt sind. Virginia Woolf beklagt in «A Room of one's own» den «Mangel an Fakten» im Hinblick auf den weiblichen Anteil an Kultur und Geschichte.³⁵ Trotz der nun schon langjährigen Frauenforschung ist dieser Mangel längst nicht behoben.

³² Knapp, 39.

³³ Hof, Renate: Geschlechter(in)differenz: Einige Bemerkungen zur sozialen Konstruktion der ‚Geschlechtervielfalt‘, in: Müller, Sabine L./Schülting, Sabine (Hg.): GeschlechterRevisionen, Königstein 2006, 101.

³⁴ Knapp, Gudrun-Axeli. ‚Intersectionality‘: ein neues Paradigma der Geschlechterforschung? In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung, Bielefeld 2008, 33-53, hier 33.

³⁵ Woolf, Virginia: Ein Zimmer für sich allein, Frankfurt/M. 1983, 52.

In der Politik werden Genderthemen, wenn überhaupt, gleichheitsfeministisch verhandelt – was sich übrigens auch in entsprechenden SNF-Ausschreibungen niederschlägt.

«In den Medien ist zum Teil von <Quotenterror> die Rede oder auch vom Feminismus als <Gedankenpolizei>. Der Sozialwissenschaftler Simon Möller sieht diese antifeministischen Phänomene als Folge einer falsch verstandenen Diskussion um political und sexual correctness.»³⁶ Zu den Medienstrategien gehört es auch, Frauen mit antifeministischen Positionen in den Vordergrund zu rücken.

Wir beobachten Phänomene wie die Sexualisierung von Mädchen³⁷ und die Gegenbewegung der Schlampendemonstrationen (in Kanada, in Deutschland, in Indien), die Renaissance des «natürlichen» Geschlechtergegensatzes und die sehr späte Erkenntnis der Pharmaindustrie, dass Medikamente geschlechtsspezifisch wirken können.

Schliesslich gibt es die private Ebene der subjektiven Geschlechtsidentität, die umso einfacher ist, je mehr sie der Heteronormativität entspricht. Es gibt die Erfahrungen privater Beziehungen und ihre je individuellen Deutungen. Dass jeder Mensch von der Zweigeschlechtlichkeit betroffen ist, mag die teilweise emotionalisierten, engagierten oder auch aggressiven Einwürfe erklären. Die persönliche Betroffenheit kann vielleicht Auslöser, nicht aber Massstab für Genderforschung sein.

6. Denkanstösse

Genderüberlegungen in einer Organisation werden oft als unbequeme, ja kontraproduktive Einschränkung individueller oder organisationsbezogener Entscheidungen empfunden.

Für die Organisation Universität ist die Herausforderung des Genderthemas eine zweifache: Will man eine soziale und/oder geschlechtliche Monokultur oder erhofft man sich etwas von der Vielfalt der Mitarbeitenden? Als eine von öffentlichen Mitteln finanzierte Bildungsinstitution mit einem gesamtgesellschaftlichen Auftrag muss sie sich aber auch die Frage nach Fairness und Gerechtigkeit stellen, idealerweise, bevor sie jemand einklagt.

Worin besteht die Herausforderung für die Universität als Ort der Erkenntnisgewinnung? Auch für die Universität als Stätte, wo Wissen rezipiert, produziert und weitergegeben wird, ist Vielfalt ein Erfordernis, weil Vielfalt eine Instanz der Selbstkritik ist. Vielfalt trägt dazu bei, Kurzschlüsse und Einseitigkeiten in der Wissensproduktion zu vermeiden.

³⁶ Hof 2006, 104.

³⁷ Walter, Natasha: Living Dolls. The Return of Sexism, London 2010 und den Augenschein in der Bekleidungs- und Spielzeugabteilung

Der Rekurs auf die «vorreflexive Unschuld»³⁸, wie Michael Meuser sie nennt, im Hinblick auf das Gender ist heute an einem Ort der Wissensproduktion, die sich zudem stark gesellschaftswissenschaftlich positioniert, wie unsere Universität, nicht mehr akzeptabel. Es dürfte nicht mehr möglich sein, «Wissenschaft zu betreiben, ohne die Ergebnisse der Gender Studies in irgendeiner Form zur Kenntnis zu nehmen.»³⁹

Mit Hark stimme ich überein, wenn sie sagt: «Wichtig ist also zu fragen, ob und wie unsere Instrumente und Diskurse helfen, den Boden zu bereiten, dass die Institution Wissenschaft die Mythen über sich selbst weiter fortschreiben kann, nämlich dass es um Wissenschaftlichkeit, Förderung der Besten ohne Ansehen der Person etc. geht und sie damit gleichzeitig die Prinzipien, die tatsächlich das organisatorische Handeln leiten, weiterhin verdecken können.»⁴⁰

Das Genderthema fordert heraus, über die ethischen Ideale der Universität nachzudenken. Es geht nicht hier darum, die Guten und die Bösen zu identifizieren; es geht auch nicht darum, wer am meisten unterdrückt ist und deshalb den grössten Mitleidsbonus für sich beanspruchen kann. Die Gerechtigkeitsdiskussion hat den Nachteil, dass ein Wettbewerb darüber ausbricht, wer am meisten Nachholbedarf hat, wie das bei der Jungen-Pädagogik teilweise geschehen ist.

Vielmehr ginge es darum, um mit Prengel zu sprechen, ein emanzipatorisches Konzept von Differenz zu entwickeln und umzusetzen. Das ist nur möglich in der Wechselwirkung mit anderen Leitlinien der Universität wie etwa die Freiheit der Forschung oder eine wirksame Lehre für viele.

³⁸ Meuser, Michael: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster, Wiesbaden 2006, 138.

³⁹ Hof 2006, 105.

⁴⁰ Hark, Sabine: Der männliche Wissenschaftskörper und die Frauenförderung. Paradoxien eines unaufhaltsamen Einstiegs, in: Batisweiler, Claudia u.a. (Hg.): Geschlechterpolitik an Hochschulen. Zwischen Frauenförderung und Gender Mainstreaming, Opladen 2001, 60.

Zehn Jahre Rechtswissenschaftliche Fakultät Luzern

Dick Marty

Festvortrag anlässlich der Jubiläumsfeier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Luzern vom 11. November 2011

Ich fühle mich geehrt, dass ich heute Abend mit Ihnen das 10-jährige Bestehen der Rechtsfakultät der Universität Luzern feiern darf und das Privileg habe, Ihnen zu diesem schönen Erfolg zu gratulieren. Ich möchte zuerst meine Bewunderung gegenüber den Luzernerinnen und Luzernern ausdrücken, welche anlässlich der Volksabstimmung der Schaffung einer neuen Universität mit grossem Mehr zugestimmt haben. Dies war ein Akt grossen Mutes und bemerkenswerter Weitsicht. In einer Zeit, in welcher man eher das unmittelbare private Interesse dem allgemeinen Interesse vorzieht, sind die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger Luzerns ihren Behörden gefolgt und haben sich für ein grosses Projekt und eine Investition in die Zukunft ausgesprochen. Ich bin überzeugt davon, dass dies ein sehr kluger Entscheid war, welcher nicht nur wichtige immaterielle Auswirkungen hat und haben wird, sondern auch aus wirtschaftlicher Sicht für den ganzen Kanton vorteilhaft ist und sein wird, wie dies durch verschiedene Studien in mehreren Universitätskantonen aufgezeigt werden konnte.

Meine Freude, mit Ihnen zu feiern, ist noch grösser, weil ich als Tessiner feststelle, dass die Rechtsfakultät von Luzern jene ist, die der italienischen Schweiz nun am nächsten liegt. Luzern wird dadurch eine natürliche Destination für viele Studierende, aber auch für Lehrkräfte und Forschende südlich der Alpen. Als Präsident des Universitätsrats in Neuenburg habe ich mit Freude festgestellt, dass sich zwischen unseren beiden Hochschulen sehr interessante Zusammenarbeiten und Synergien entwickelt haben, welche sich noch vertiefen werden. Die Stärke dieser Universitäten liegt unter anderem auch in ihrer Grösse, sie sind nicht zu gross, wodurch für die Studierenden ein sehr vorteilhaftes Umfeld entsteht, in welchem sie nicht einfach eine Nummer, sondern wirkliche Akteure sind, welche zu ihren Professorinnen und Professoren einen wertvollen Dialog herstellen können. Die Studierenden in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu stellen und nicht das Ziel eines quantitativen Wachstums zu jedem Preis zu verfolgen und dabei einen Qualitätsverlust zu riskieren, ist sicherlich die richtige Strategie. Eine andere

Charakteristik, welche mir sehr interessant erscheint, ist die Anstellung von Teilzeit-Lehrkräften, von Spezialisten, die in ihrem Beruf tätig bleiben. Dadurch können die Studentinnen und Studenten Zugang zu den theoretischen Kenntnissen erlangen und sich gleichzeitig auch derer Auswirkungen auf das praktische Leben bewusst werden. Die Rechtsfakultät der Universität hat sich sehr schnell die Qualität ihres Unterrichts und die Atmosphäre, die hier herrscht, zur Pflicht gemacht und wir können heute feststellen, dass sogar die Logistik dieses positive und belebende Klima sehr gut reflektiert.

In einer demokratischen Gesellschaft hat der Jurist eine wichtige Funktion: dazu beizutragen, die Komplexität eines gemeinschaftlichen Lebens in kohärente Normen zu übersetzen, sie zu interpretieren und anzuwenden. Der Rechtsstaat ist diese Konstruktion von rechtlichen Normen, dank welcher eine Gesellschaft funktionieren kann, es sind Regeln, welche die Rechte jedes einzelnen schützen und dazu beitragen, Konflikte friedlich zu lösen. Das Recht ist also nicht eine rein technische Disziplin, es setzt vielmehr ethische und politische Entscheide im weitesten Sinn voraus.

Ein Studium der Rechtswissenschaften – ich würde sagen, ein Studium allgemein – kann sich nicht auf die Weitergabe von technischem Wissen beschränken. Die aktuellen Gesetzbücher zu kennen, genügt nicht. Was ist in der Tat die Rolle der Universität? Wissen weiterzugeben, natürlich, aber nicht nur. Um eine ziemlich harte deutsche Redewendung zu verwenden – welche aber genau sagt, was sie sagen soll – ist es nicht Aufgabe der Universität, «Fachidioten» hervorzubringen. Das Wissen erlangt nur dann seinen ganzen Sinn, wenn es in einen politischen, sozialen und ethischen Zusammenhang gestellt wird. Die Beziehung und der Dialog zwischen der Lehrkraft und den Studierenden erfüllt eine grundlegende Funktion, genauso wie die Atmosphäre, welche auf dem Universitätscampus herrscht. Die Universität erfüllt ihren Auftrag vollständig, wenn sich die Männer und Frauen nach Ablauf ihrer Studienzeit ein ausgezeichnetes Wissen angeeignet haben, aber auch die Lust und die Neugier weiterzufahren, sich ständig zu hinterfragen, einen kritischen Blick zu haben auf die Welt, die sie umgibt, verstehen zu wollen und sich zu engagieren.

Die Welt, die Gesellschaft, das Wissen und die Technologie befinden sich im steten Wandel. Das Recht befindet sich dadurch in einer Zone ständiger Spannung zwischen der Notwendigkeit von Regeln, welche eine gewisse Stabilität und Kontinuität und einen hohen Grad an Vorhersehbarkeit sicherstellen auf der einen Seite und dem Druck der Veränderungen der Realität und der sozialen Empfindsamkeiten sowie den technologischen Fortschritten andererseits. Die Rechtslehre ist nicht die Weitergabe von Wissen und von Instrumenten, welche zur Bewahrung der Errungenschaften und zur Verteidigung des Status Quo dienen, und sie kann dies nicht sein. Die Universität muss ein Ort permanenter Befragung sein, ein Ort der Kritik und der Vorstellungskraft, auch ein Ort der Bestreitung, kurz ein Ort der Kreation und der Freiheit.

Ich glaube, wir müssen uns darüber bewusst sein, dass alles, was wir machen und kreieren, nur eine Etappe in einer langen Entwicklung ist und dass es den kommenden Generationen obliegt, zu ändern, anzupassen und zu verbessern, was uns richtig erschien und dann vielleicht nicht mehr die beste Lösung ist. In diesem Sinne ist die Universität einer der Motoren der Geschichte und, wenn sie ihre Arbeit gut macht, ist sie eine wichtige Quelle des Fortschritts.

In seiner berühmten Rede an der Universität Stanford hat sich der Erfinder von Apple mit den folgenden Worten an die Studenten gewandt: *Eure Zeit ist begrenzt. Vergeudet sie nicht damit, das Leben eines anderen zu leben. Lasst euch nicht von Dogmen einengen – dem Resultat des Denkens anderer. Lasst den Lärm der Stimmen anderer nicht eure innere Stimme ersticken. Das Wichtigste: Folgt eurem Herzen und eurer Intuition, sie wissen bereits, was ihr wirklich werden wollt. Und schliesslich sprach Steve Jobs ein Schlusswort, damals vor sechs Jahren: Bleibt hungrig. Bleibt tollkühn.*

Ja, ich glaube, dass wir den nächsten Generationen, unseren Studierenden, den Juristinnen und Juristen von morgen, zusätzlich zum Wissen und zu unserer Erfahrung vor allem auch das Selbstvertrauen mitgeben müssen, die Fähigkeit, sich zu entrüsten, sich nicht dem Konformismus und dem einheitlichen Denken zu unterwerfen, nicht gleichgültig zu bleiben, sich gegen die Ungerechtigkeit aufzulehnen.

Was mich in meiner Aktivität, in den verschiedenen Funktionen, am meisten geschockt hat, ist sicherlich diese Gleichgültigkeit, mit welcher man die Ungerechtigkeit hinnimmt, solange man selbst davon nicht betroffen ist.

Was in den letzten zehn Jahren im Namen des «Krieges gegen den Terrorismus» im Bereich der Rechtsstaatlichkeit und des Schutzes der Menschenrechte geschah, ist beunruhigend. Genauso beunruhigend ist die Gleichgültigkeit, mit welcher dies alles hingenommen wurde und auch weiterhin toleriert wird. Die Botschaft, welche man der öffentlichen Meinung ausgesendet hat, ist einfach verheerend: Der Rechtsstaat ist nicht fähig, solche aussergewöhnlichen Situationen anzugehen und stellt am Ende nur ein Luxus für Schönwetterperioden dar. So hat man die Öffentlichkeit glauben lassen, dass weder die Justiz noch die Genfer Konventionen adäquate Instrumente sind, um der Bedrohung des Terrorismus entgegenzutreten. So hat man stattdessen auf Verschleppung und auf Haft ohne Verurteilungen an Orten ohne jegliche gerichtliche Kontrolle zurückgegriffen. Man hat nicht gezögert, systematisch das absolute Folterverbot zu verletzen, eine Errungenschaft der Zivilisation, von welcher man glaubte, sie sei definitiv erreicht. Auf der Basis von simplen Vermutungen hat man Leute in Länder gebracht, wo sie Opfer der schlimmsten Formen von Folter wurden. Ausserdem hat man, ganz im Trend unserer globalisierten Gesellschaft, das Prinzip der Delokalisierung – des Outsourcing – der Folter in Länder der Dritten Welt erfunden. So hat man mit Ländern wie Ägypten, Jemen, Marokko, Syrien und

Libyen zusammengearbeitet, welche für ihre barbarischen Praktiken bekannt sind und welche man immer wieder öffentlich als «Achse des Bösen» bezeichnete.

Sogar der Sicherheitsrat der UNO hat ohne Zögern die grundlegendsten Regeln des Rechtsstaats verletzt: Aufgrund der simplen Verdächtigung, Beziehungen zu terroristischen Gruppen zu haben, wird man auf eine schwarze Liste gesetzt. Dies bedeutet, dass alle Besitztümer blockiert werden und man keine Grenze mehr überqueren darf. Diese Massnahmen können Jahre dauern (einige sind seit zehn Jahren in Kraft), ohne dass man sich an eine unabhängige Beschwerdeinstanz wenden könnte.

Hunderte von Personen wurden, oft nach zahlreichen Jahren, aus Guantanamo oder Irak, Afghanistan oder weiteren unbekanntenen Gefängnissen befreit, ohne ein Wort der Entschuldigung, ohne einen Dollar Entschädigung. Als einige dieser Personen sich an ein Gericht wenden wollten, um für das schreckliche Unrecht eine Entschädigung zu erhalten, sahen sie sich mit dem Staatsgeheimnis und den Interessen der nationalen Verteidigung konfrontiert. Kein Zugang zur Justiz für diese Opfer, welche offensichtlich als kollateraler Schaden eingestuft wurden.

Ja, meine Damen und Herren, dies ist im 21. Jahrhundert geschehen und diese Massnahmen wurden von verschiedenen westlichen Ländern ergriffen oder zumindest geduldet, von jenen Ländern, welche man immer als Vorreiter im Bereich des Respekts der Menschenrechte und der bürgerlichen Freiheiten betrachtet hatte, Länder, die als Beispiele im Bereich der Demokratie und der Verteidigung der Menschenrechte bezeichnet wurden. Auch heute noch suchen diese Regierungen Zuflucht hinter dem Begriff des Staatsgeheimnisses und hinter den Interessen der nationalen Verteidigung, um eine Aufklärung zu verhindern und vor allem um zu verhindern, dass Gerechtigkeit hergestellt wird.

Diese Massnahmen sind natürlich illegal und widersprechen jeglichen ethischen Prinzipien unserer Gesellschaft. Trotzdem hat man sie akzeptiert oder tut so, als ob man nichts davon wisse, man hat Beweise verlangt, aber gleichzeitig die Justiz daran gehindert, tätig zu werden. Man hat vorgegeben, diese Massnahmen hätten Leben gerettet. Nichts weiter als eine Behauptung. In Tat und Wahrheit hat man Kriminelle in Kämpfer verwandelt, man hat ihnen eine Legitimität gegeben, die Legitimität, Staaten zu bekämpfen, welche auf kriminelle Mittel zurückgreifen und ihre eigenen Gesetze verletzen, Staaten, die nicht einmal den Mut haben, sich gegenüber denjenigen Menschen zu entschuldigen, welche aufgrund von Fehlern und grundlosen Verdächtigungen illegal festgehalten und gefoltert wurden.

Niemand träumt davon, dass die Risiken des Terrorismus minimiert werden können. Es geht vielmehr darum, sich gegen diese Methoden aufzulehnen, dagegen, dass man uns glaubhaft machen will, es sei nicht möglich, anders zu handeln. Nach den schrecklichen

Attentaten von Madrid hat Spanien gezeigt, dass der Rechtsstaat sehr wohl fähig ist, effizient zu reagieren: Die Polizei hat die Verantwortlichen identifiziert, das Gericht hat sie in Berücksichtigung der Gesetze verurteilt, der Rechtsstaat hat sie als Kriminelle behandelt, ohne sie in Märtyrer zu verwandeln

Schmuggel von Menschen, von Waffen, von Drogen und auch von menschlichen Organen sind zusammen mit der Korruption und der Finanzspekulation die gefährlichsten Bedrohungen für unsere demokratischen Gesellschaften. Der Kampf gegen diese Übel gehört aber offenbar nicht zu den politischen Prioritäten oder denen der öffentlichen Meinung. Liegt das vielleicht an den enormen finanziellen Interessen, die hier im Spiel sind? Wieso werden gegen diese Bedrohungen nicht aussergewöhnliche Mittel ergriffen? Wieso werden wir nicht für die Bevölkerung am Horn von Afrika tätig, die aufgrund eines langen Konflikts in einer Situation sehr grosser Not lebt, eine Situation, die sich wegen der ausserordentlichen Trockenheit noch verschärft. Was haben wir getan, um den üblen Waffenschmuggel zu bekämpfen, der diese Konflikte kontinuierlich anheizt, ein sehr profitabler Schmuggel, gar nicht so weit entfernt von Interessen und Netzwerken in unseren Ländern? In Bezug auf diese Regionen hat ein Beobachter, der die Gegend gut kennt, mit Verzweiflung bemerkt, *dass es einfach ist, den Terror nicht zu bemerken: Er versteckt sich hinter der Gleichgültigkeit jener, welche nicht betroffen sind, das heisst, der überwältigenden Mehrheit.*

Viele weitere unangenehme Fragen könnten gestellt werden, viele weitere schwierige und komplexe Probleme, die auf Antworten warten, könnten erwähnt werden. Was könnte man zum Beispiel über die Drogenpolitik sagen? Wie kann man nicht erkennen, dass die aktuelle Prohibition das grösste kriminelle Phänomen aller Zeiten hervorgebracht hat und eine richtige Korruptionskultur nährt, was meiner Ansicht nach eine der gefährlichsten Bedrohungen für unsere Demokratien darstellt? Und ist es richtig, die juristische Unklarheit im Bereich des Lebensendes aufrecht zu erhalten, ein Problem, welches sich mit lebensverlängernden Massnahmen und mit dem Fortschritt der Medizin immer mehr stellt. Wie kann man gegen die Spekulation mit Rohstoffen ankommen, eine skandalöse Praktik, von welcher eine kleine Gruppe skrupelloser und gieriger Menschen profitiert und unter der ganze Bevölkerungen leiden?

Diese Fragen – zusammen mit vielen anderen – verlangen heute und in Zukunft viel Engagement, es sind die politischen, kulturellen und juristischen Herausforderungen, mit denen sich die neuen Generationen konfrontiert sehen.

Unsere grössten Ressourcen sind die Bildung und die Forschung. Wenn wir unsere Position gegenüber einer immer härteren internationalen Konkurrenz behalten und stärken wollen, müssen wir investieren, Exzellenzzentren kreieren und die Synergien zwischen unseren Hochschulen und unseren Forschungszentren besser nutzen. Die Universität Luzern

leistet einen wichtigen Beitrag in diese Richtung. Die Rechtsfakultät hat sich in den zehn Jahren ihrer Aktivität einen bemerkenswerten Ruf erworben. Sie bildet neue Generationen von Juristinnen und Juristen aus, die zur Zukunft unseres Landes beitragen werden, die nicht gleichgültig sein werden gegenüber dem, was um sie herum geschieht, die fähig sein werden, die Probleme anzugehen, die ich erwähnt habe, und die mutig sein werden im Sinne der Bezeichnung von Mut, die Jean Jaurès gegeben hat: *Mut ist, die Wahrheit zu suchen und sie auszusprechen.*

Universitätsreden

-
- | | | |
|----|---|---|
| 1 | Walter Kirchschräger | Pluralität und inkulturierte Kreativität.
Biblische Parameter zur Struktur von Kirche
<i>[Rektoratsrede, 7. November 1997]</i> |
| 2 | Helmut Hoving | Göttliche und menschliche Personen. Die Diskussion um
den Menschen als Herausforderung für die Dogmatik
<i>[Antrittsvorlesung, 30. Oktober 1997]</i> |
| 3 | Rudolf Zihlmann | Zur Wiederentdeckung des Leibes.
Vom Zen-Buddhismus zu neueren westlichen Erkenntnissen
<i>[Gastvorlesung, 12. November 1997]</i> |
| 4 | Clemens Thoma | Das Einrenken des Ausgerenkten. Beurteilung der
jüdisch-christlichen Dialog-Geschichte seit dem Ende des
zweiten Weltkrieges
<i>[Abschiedsvorlesung, 18. Juni 1998]</i> |
| 5 | Walbert Bühlmann | Visionen für die Kirche im pluralistischen Jahrtausend
<i>[Festvortrag an der Thomas-Akademie, 21. Januar 1999]</i> |
| 6 | Charles Kleiber | L'Université de Lucerne, quel avenir?
<i>[Vortrag Generalversammlung Universitätsverein Luzern,
25. März 1999]</i> |
| 7 | Helga Kohler-Spiegel | «Wenn ich könnte, gäbe ich jedem Kind einen
Leuchtglobus...»
<i>[Abschiedsvorlesung, 9. Mai 1999]</i> |
| 8 | Rolf Dubs | Universitätsstudium – Anforderungen aus der Sicht der
Lehr- und Lernforschung
<i>[Festvortrag vom Dies Academicus, 10. November 1999]</i> |
| 9 | Kaspar Villiger | 400 Jahre Höhere Bildung in Luzern – Bildung an der
Schwelle des 21. Jahrhunderts
<i>[Dokumentation der 400-Jahr-Feier, 5. April 2000]</i> |
| 10 | Enno Rudolph
Gabriel Motzkin
Beat Sitter-Liver
Uwe Justus Wenzel | Menschen züchten? Nach der Sloterdijk-Debatte:
Humanismus in der Krise
<i>[Podiumsgespräch, 13. Januar 2000]</i> |
-

11	Kurt Seelmann	Thomas von Aquin am Schnittpunkt von Recht und Theologie <i>(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 20. Januar 2000)</i>
12	Paul Richli	Das Luzerner Universitätsgesetz im Fokus der Rechtswissenschaft <i>(Dokumentation, 26. Oktober 2000)</i>
13	Andreas Graeser	Nachgedanken zum Begriff der Verantwortung <i>(Festvortrag zum fünfzehnjährigen Bestehen des Philosophischen Seminars, 7. November 2000)</i>
14	Johann Baptist Metz	Das Christentum im Pluralismus der Religionen und Kulturen <i>(Festvortrag an der Thomas-Akademie, 25. Januar 2001)</i>
15	Paul Richli	Eröffnungsfeier der Rechtswissenschaftlichen Fakultät <i>(Ansprachen, 22. Oktober 2001)</i>
16	Helen Christen	Fallstrick oder Glücksfall? Der deutsch-schweizerische Sprachformengebrauch in Diskussion <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 5. November 2003)</i>
	Hubertus Halbfas	Traditionsabbruch. Zum Paradigmenwechsel im Christentum <i>(Festvortrag zur Thomas-Akademie, 22. Januar 2004)</i>
17	Gabriela Pfyffer von Altishofen	Infektionskrankheiten. Schreck von gestern – Angst vor morgen? <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 3. November 2005)</i>
	Florian Schuller	Vom Nach-denken und vom Vor-denken. Oder: Wo sich gangbare Wege zeigen in der Krise christlicher Existenz <i>(Festvortrag zur Thomas-Akademie, 19. Januar 2006)</i>
18	Rudolf Stichweh	Die zwei Kulturen? Gegenwärtige Beziehungen von Natur- und Humanwissenschaften <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 9. November 2006)</i>
	Felix Bommer	Hirnforschung und Schuldstrafrecht <i>(Festvortrag zum Dies Academicus, 24. Oktober 2007)</i>

-
- 19 Rudolf Stichweh **Universität nach Bologna. Zur sozialen Form der Massenuniversität**
(Festvortrag zum Dies Academicus, 29. Oktober 2008)
- Rudolf Stichweh **Universität in der Weltgesellschaft**
(Festvortrag zum Dies Academicus, 1. Oktober 2009)
-
- 20 Paul Richli **Die Universität als rechtlicher Raum**
(Akademische Rede am Dies Academicus, 4. November 2010)
-

